



Als er nach dem Tod seiner Mutter ihre Wohnung auflöst, findet Wolf Wegener sein Tagebuch aus der Studentenzeit wieder.

Damals, 1971/1972, wohnte er mit dem angehenden Schauspieler Andreas und der schönen Lissa in einer Wohngemeinschaft in München. Wie viele seiner Generation träumte er den Traum von der freien Liebe, vom gemeinsamen Leben ohne Besitzansprüche. Und am Ende waren da doch: Eifersucht und Schmerz, das Scheitern eines radikalen Liebeswunsches – wie es unter anderen Vorzeichen 200 Jahre zuvor schon Goethes Werther hatte erleben müssen.

Anders als Werther freilich bringt sich Wolf Wegener am Ende nicht um. Und so kann der Roman »Die freie Liebe« 2012 in Berlin mit einem Wiedersehen der Rivalen beginnen, die sich einst als Studenten und Wohngenossen die Gunst der sinnlichen Lissa geteilt haben. Wolf ist inzwischen Regisseur, Andreas ein berühmter Schauspieler. Was aus Lissa geworden ist, wissen beide nicht – und es ist offenbar auch nicht mehr so wichtig für die Herren von Anfang sechzig, die sich mehr oder weniger gut in ihrem Leben eingerichtet haben. Wenn da nicht die Erinnerungen wären an jene libertäre Zeit, in der alles auf den Kopf gestellt wurde: die Geschlechterrollen, die Sexualität, die Politik. Es waren die letzten Tage des vordigitalen Zeitalters mit Tonbandgeräten, Super-8-Filmen, Langspielplatten von Led Zeppelin und den Rolling Stones, mit dem Neuen Deutschen Film und dem neuen Farbfernsehen, der Zeitschrift »Twen«, der ersten deutschen Filiale von McDonalds, mit Vietnamkrieg, Olympia-Massaker und Apollo-Mission. All das lebt wieder auf in diesem klugen Roman ohne Nostalgie.

VOLKER HAGE, 1949 in Hamburg geboren, kam nach Stationen bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Zeit* zum *Spiegel*, wo er von 1992 bis 2014 als Literaturredakteur tätig war. Er hatte Gastprofessuren in Deutschland und den USA inne. Als Herausgeber und Autor zahlreicher Bücher, darunter mehrerer Biografien, hat er die deutsche und internationale Literaturentwicklung kritisch begleitet. Er zählt zu den renommiertesten Literaturkritikern im deutschsprachigen Raum. »Die freie Liebe« ist sein erster Roman.

Volker Hage

# Die freie Liebe

Roman

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2017

btb in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2015 Luchterhand Literaturverlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem  
Umschlagentwurf von buxdesign, München unter Verwendung

eines Motivs von © Piriskoskis/Getty Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71457-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

*Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart.*

Johann Wolfgang von Goethe

*Brown Sugar, how come you taste so good  
Brown Sugar, just like a young girl should.*

The Rolling Stones



Drei Figuren auf engstem Raum, kaum eine Bühne zu nennen: eine Inszenierung im kleinen Saal, seit Wochen ausverkauft. Es hatte hervorragende Kritiken gegeben. Zwei Männer, eine Frau: Hannes, Antoinette und ein namenloser Spielleiter. Der Spielleiter, das war er: Andreas Kern. Daß er wieder einmal im Theater zu sehen war, hier in Berlin und hautnah, war allein schon eine Attraktion. Bis Hollywood hatte er es geschafft, einmal war er für einen Oscar nominiert worden. Und zwischendurch zog es ihn immer wieder ans Theater zurück.

Vierzig Jahre hatten wir uns nicht gesehen. Dabei gab es Berührungspunkte genug: dieselbe Branche, wenn auch nicht dieselbe Liga. Wir waren uns aus dem Weg gegangen. Oder es hatte sich nicht ergeben, was bisweilen dasselbe war.

Ich hatte mir seine Mobilnummer besorgt. Am nächsten Morgen rief ich ihn an. Ich mußte nicht viel sagen. Wir verabredeten uns für den Abend im »Alt Luxemburg«, in der Nähe meiner Wohnung. Ich konnte mit dem Rad hinfahren. Es war ein schöner Tag im Mai 2012, die Luft weich und warm.

Andreas saß schon da, als ich das Restaurant betrat. Es fehlte nicht viel, und wir hätten uns umarmt. Im letzten

Moment beließen wir es bei einem Händedruck, wobei ich ihm die freie Hand auf die Schulter legte und er mir seine auf den Unterarm. Nicht zu distanziert, nicht zu vertraulich. Zwei Herren in den Sechzigern.

Er kam mir größer vor als früher. Seine schwarzen Haare zeigten auch aus der Nähe wenig graue Strähnen. Das Gesicht ein wenig schmaler, strenger. Ansonsten: eine unaufdringliche Sicherheit in Gesten und Umgangsformen.

»Gut schaut du aus«, sagte ich. »Nicht nur auf der Leinwand.«

»Danke, du auch. Ich habe uns schon ein Wasser bestellt. Trinkst du Wein? Weiß oder rot?«

»Am liebsten einen Rosé, wenn ich ehrlich bin. Ich weiß: Weinkenner verabscheuen das.«

»Keine Sorge. Ich trinke ein Glas mit.«

Ich fühlte mich auf Anhieb wohl mit ihm. Wir bestellten uns einen offenen Sancerre Rosé. Und auch sonst das Gleiche, rasch entschieden: Hummersuppe und Lammrücken. Wie zwei alte Freunde, die sich gelegentlich zum Abendessen treffen.

Beim Lesen der Kritiken war der Wunsch in mir entstanden, ihn endlich einmal wiederzusehen. Zunächst auf der Bühne, dann unter vier Augen. Es war an der Zeit, fand ich. Das Thema des Stückes tat ein übriges: Was, wenn die eigene Biographie nur ein Entwurf wäre und danach erst die Reinschrift käme? Würde man Weichen anders stellen, wenn das Leben – in Kenntnis des späteren Verlaufs – noch einmal zu leben wäre? Mit der



Möglichkeit, es zu korrigieren? Die alte Tschechow-Frage, verhandelt am Beispiel eines Schweizer Ehepaars im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts.

»Du warst großartig als Spielleiter.« Ich ergriff das Wort, nachdem der Kellner gegangen war. »Ich weiß, daß du das Stück schon in München mochtest, in eurer Theater-AG.«

»Ich hatte nur eine Nebenrolle. Der ›Spielleiter‹ hieß damals übrigens noch ›Registrator‹. Frisch hat das Stück später völlig umgekrempelt und dabei das Bühnenpersonal massiv reduziert. Von über dreißig Figuren blieben ganze fünf übrig.«

»Und bei euch sind es jetzt nur noch drei. Funktioniert aber prächtig.«

»Drei ist immer eine spannende Konstellation«, sagte er.

»›Drei Schwestern‹«, sagte ich schnell. »Und natürlich ›Stella‹.«

Ich fragte nach seiner Familie. Er war seit über dreißig Jahren mit seiner zweiten Frau verheiratet, einer Ärztin, das wußte ich. Was man heute eben so Wissen nennt: Wikipedia. Sie arbeite viel in Krisengebieten, sagte er. Und er eben an verschiedenen Drehorten. Man sehe sich nicht sehr häufig. Voller Stolz erzählte er von seinen beiden Töchtern, die noch studierten.

Ich hätte nichts Vergleichbares zu bieten, sagte ich auf die Gegenfrage. Keine eigenen Kinder, keine Ehe. Seit einigen Jahren eine Lebensgefährtin, Christiane. »Und, haben deine Töchter schon Heiratspläne?« wollte ich

wissen. »Neuerdings sind ja große Hochzeitsfeiern wieder modern.«

»Soweit ich weiß, nein. Aber die beiden erzählen wenig über ihre privaten Belange. Und umgekehrt wollen sie auch von unseren Erfahrungen nichts wissen. Vielleicht ganz gut so.«

Die Suppe kam, sie war köstlich und sehr heiß. Ich legte kurz den Löffel weg und sagte: »Am besten hat mir in dem Stück eine Äußerung des Spielleiters über Hannes gefallen – daß der sich mit Frauen auszukennen glaubt, weil er bei jeder denselben Mist baut.«

»Exakt heißt es: ›Sie halten sich für einen Frauenkenner, weil Sie jeder Frau gegenüber jedes Mal denselben Fehler machen.«

»Genau. Klingt gut, finde ich.«

»Mir gefällt besonders: ›Haben Sie nichts anderes im Kopf als die Ehe?‹ So hat jeder seinen Lieblingssatz.«

Ich fragte nach einer Weile: »Was ich übrigens bis heute nicht verstehe: Wie lernst du das alles auswendig? Wird das im Alter schwieriger?«

Er lachte. Das sei kein Problem, das gehöre eben zum Beruf, eine Frage der Übung. »Das ist schließlich der Reiz an der Sache: in fremden Zungen zu sprechen.«

»Ich dagegen werde immer vergeßlicher«, sagte ich. »Furchtbar. Was ich mir nicht sofort aufschreibe, ist wie weg. Und wenn ich es aufschreibe, verlege ich den Zettel. Fragt mich einer, in welchem Film ich zuletzt war, habe ich oft ein totales Blackout. Bei Filmtiteln oder Namen von Schauspielern kann es mir auch so gehen, und wenn

mir einer einfällt, bin ich oft genug unsicher, ob es auch wirklich der richtige ist.«

Er nickte, sagte aber nichts dazu. Mir kam es vor, als sei er weitaus stärker in der Gegenwart verwurzelt als ich. Als wüßte er, wo er herkommt, wo es längs geht und welche Weiche er als nächstes stellen müßte. Falls noch eine käme. Wovon ich nichts erzählte: eine Gedächtnisstörung, die mir vor ein paar Wochen widerfahren war. Ich wollte mir unterwegs das Stichwort »Berlinale« auf einem Zettel notieren, um mich später daran zu erinnern, im Festival-Büro einen Termin zu erfragen. Statt dessen schrieb ich: »Berliane«. Ich wußte gleich, daß etwas nicht stimmte. Ich sprach mir das Wort leise vor, kam aber nicht auf den richtigen Begriff. Es dauerte ein paar Minuten, dann war er mir plötzlich wieder wie selbstverständlich präsent und geläufig.

»Ich weiß, daß du viel fürs Fernsehen gearbeitet hast«, sagte er.

Ich erzählte in groben Zügen, wie ich nach dem Studium mit einigem Glück zu einem Redakteursposten beim NDR gekommen war und mich zwei Jahre später als Regisseur selbständig gemacht hatte. Es gab viel zu verdienen damals. Die Privaten gaben in ihren Anfängen noch große Formate in Auftrag. »Bis sie kapierten, daß mit billigen Produktionen viel mehr Quote zu machen ist. Danach gab es Aufträge nur noch von den Öffentlich-Rechtlichen.«

»Ich habe einmal einen ›Tatort‹ von dir gesehen«, sagte er. »War nicht übel. Bist du noch im Geschäft?«